

daß, wer Chancengleichheit wolle und zugleich die Selektionsfolgen realisierter Chancengleichheit für illegitim erkläre, das Erbringen von Leistungen in einem solchen System unmöglich mache (S. 80). Solche noch nicht wieder selbstverständlich gewordenen Selbstverständlichkeiten findet man in dem Büchlein, ob es von Geschichtsbewußtsein, Vergangenheitsbewältigung, Kommunikationstechnik oder Bildungspolitik handelt, viele. Und gerade sie machen es zu einer sehr brauchbaren Handreichung für einen vernünftigen Umgang mit Vergangenheit und Gegenwart – im Sinne der Bewahrung von Tradition bei pragmatischem Umgang mit realen Veränderungen – als Antwort auf irrationale oder vorrationale Trends, soweit diese letztlich Realitätsflucht sind.

D. S.

HENRIC L. WUERMELING? *Die weiße Liste*. Umbruch der politischen Kultur in Deutschland. Ullstein, Frankfurt/Wien 1981. 304 S. 48.– DM.

Daß in den Archiven der Alliierten noch eine Fülle von Material nicht nur über die Zeit des Zweiten Weltkrieges, sondern auch über die ersten Nachkriegsjahre Deutschlands der Auswertung harret, ist den Forschern der neueren- und Zeitgeschichte schmerzlich bewußt und wird sich wohl in nächster Zukunft nicht ändern. Daß aber bedeutsame Quellenfunde mit einigem Spürsinn auch heute möglich sind, beweist Henric L. Wuermeling, der als Fernseh-Redakteur beim Bayerischen Rundfunk tätig ist. In den Akten des Nationalarchivs in Washington entdeckte er eine Liste mit etwa 1500 Namen von Deutschen, die von den Alliierten in der Zeit nach dem Dritten Reich eingesetzt werden sollten: die „weiße Liste“. Die Daten hatte man aus zahlreichen Quellen gesammelt: „Aussagen von gut gesinnten Kriegsgefangenen, Flüchtlingen und geheimen Quellen.“ Die größte Gruppe auf der weißen Liste war der Berufsstand der in Medien Arbeitenden, weiter folgten Verwaltungsbeamte, Namen aus der Wirtschaft, Lehrer und Wissenschaftler, Repräsentanten der Kirche und erst auf Platz sechs ehemalige Politiker. Das in dieser Liste implizierte Konzept „steckt den psychologischen Hintergrund ab und bestimmt die Bedingungen, unter denen eine neue politische Kultur aufgebaut werden soll“. Wuermeling versucht in seinem Buch darzulegen, daß die Ablösung des nationalsozialistischen Führungspersonals durch eine neue politische Elite schwieriger wurde als erwartet, und um zu zeigen, „wie die Planung des ‚Vierten Reiches‘ den alliierten Stäben völlig entglitt“ – so der Klappentext –, bedient er sich einer zumindest im Bereich der deutschen Geschichtsschreibung ungewöhnlichen Methode: Nach dem Vorbild der Interviews des US-Autors Studs Terkel über die Weltwirtschaftskrise soll das „psychologische Umfeld“ jener Zeit rekonstruiert werden. In vier Kapitel hat der Autor die Protokolle seiner Gespräche mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die über ihre Entscheidungen während der Nachkriegszeit und deren Folgen berichten, gegliedert und ihnen jeweils Passagen vorangestellt, die verklammern und erläutern sollen, dieser Funktion aber nur bedingt gerecht werden. Vom „totale(n) Zusammenbruch der politischen Kultur“ handelt der erste Abschnitt, in dem als „Mann aus dem Widerstand“ Josef Müller zu Wort kommt, als „Mann aus der Emigration“ Willy Brandt, als „Kriegsheimkehrer“ Hans Werner Richter und als „Mann der Besatzungsmacht“ Alexander A. Klieforth. Warum gerade sie, bleibt das Geheimnis des Verfassers, so wie es auch verborgen bleibt, ob der jeweils paarweisen Anordnung der Interviewpartner im Inhaltsverzeichnis der folgenden Kapitel ein tieferer Sinn zugrunde liegt. Jeweils acht Interviews mit ehemaligen Mitgliedern der nationalsozialistischen Regierung, Besatzungskräften

und Männern der weißen Liste bilden den Kern der weiteren Kapitel, die von Demilitarisierung, Entnazifizierung und Demontage handeln. Daß und warum die auf der weißen Liste aufgeführten Personen nur zum Teil Funktionen in der Politik der Nachkriegszeit erhielten, wird herausgearbeitet: z. B. hatten eine Reihe von ihnen den Krieg nicht überlebt, der Besatzungsalltag hatte durch wechselnde Besatzungseinheiten vielfältige Um- und Neubesetzungen zur Folge, die Grenzen der Besatzungsgebiete und damit auch die Kompetenzen wechselten. Adenauer übrigens, der sich gerühmt hatte, auf Platz eins der Liste für Deutschland zu stehen, hatte diesen nur auf die Liste für Köln inne, innerhalb der Region Rheinprovinz belegte er Platz 145.

C. R.

*Maria im Neuen Testament*. Eine ökumenische Untersuchung. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1981. 304 S. 32.– DM.

Die intensive Auseinandersetzung mit den mariologischen Fragen steht im ökumenischen Dialog zwischen der katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation weitgehend noch aus. Maria war bisher noch kein Thema von Konsenstexten, die im offiziellen Auftrag der Kirchen verfaßt wurden. Es ist kein Zufall, daß man sich gerade im Rahmen des lutherisch-katholischen Dialogs in den USA nun dem Problemfeld Mariologie zugewandt hat: Immerhin sind den Bemühungen dieses Dialogs schon wichtige Dokumente über Amt und Eucharistie sowie über den päpstlichen Primat zu verdanken. Analog zu der 1976 in deutscher Übersetzung vorgelegten Untersuchung „Der Petrus der Bibel“ wurde zwischen 1975 und 1978 von einer Studiengruppe im Auftrag des katholisch-lutherischen Dialogs in den USA die jetzt in deutscher Übersetzung erschienene Untersuchung zu den neutestamentlichen Aussagen über die Mutter Jesu erarbeitet. Das Ergebnis der mehrjährigen Arbeit kann sich sehen lassen: Den Autoren ist eine umfassende, klare und verständlich geschriebene Darstellung gelungen. Untersucht werden nach einleitenden sachlichen und methodischen Vorbemerkungen zunächst die spärlichen Hinweise auf die Geburt Jesu in den Paulusbriefen, dann die auf Maria bezogenen Stellen in den synoptischen Evangelien und im Johannesevangelium. Außerdem wird die Johannesapokalypse mit ihren Aussagen über die „Frau“ im zwölften Kapitel einbezogen. Ein Ausblick beschäftigt sich mit Maria in der Literatur des zweiten Jahrhunderts, unter Heranziehung der Apokryphen und von Vätertexten. Die Untersuchung bleibt streng auf der Ebene der historisch-kritischen Forschung. Die einzelnen Stellen werden in den theologischen Kontext der jeweiligen neutestamentlichen Schrift eingeordnet, es wird nach den ihnen vorausliegenden Traditionen gefragt wie nach der Möglichkeit, aus den verschiedenen Aussagen Angaben über die „historische Maria“ zu gewinnen. Dabei werden jeweils Für und Wider ehrlich und offen abgewogen, der Leser erhält so einen guten Einblick in die exegetische Werkstatt; auch Meinungsverschiedenheiten unter den Mitgliedern der Studiengruppe und Minderheitsvoten werden notiert. Die Autoren hüten sich bewußt, aus ihrer Analyse des neutestamentlichen Befunds Schlüsse in bezug auf die Angemessenheit und den Sinn späterer mariologischer Lehrbildungen zu ziehen. Durch den Einbezug der Weiterentwicklung im zweiten Jahrhundert wird der Horizont trotzdem auf die notwendige Auswertung der Fragestellung hin geöffnet. Als Abschluß der Untersuchung wird formuliert: „Wenn die Kirchen heute in ihrer Bewertung Marias nicht übereinstimmen, dann liegt dies nicht nur an den unterschiedlichen Schlußfolgerungen, die sich aus der nachneutestamentlichen Entwicklung ergeben, sondern auch schon an den verschiedenen Elementen, die sich aus dem Neuen Testament ableiten lassen“ (S. 231). Damit